



*Carolin
Rath*

Die BURG am MOND SEE



Tessa 2

Es war ein ausgesprochen unangenehmes Gespräch mit Herrn Gerber von der Bank gewesen.

Sätze wie »Frau Donkert, Sie müssen bitte auch unseren Standpunkt verstehen!« waren gefallen. Oder: »Frau Donkert, das hat ja alles nichts mit der Hochachtung zu tun, die ich ganz persönlich für Sie und Ihren verstorbenen Mann empfinde.«

Letztlich aber lief es alles nur auf eines hinaus: Der Tagungsort Weidenau stand kurz vor dem Aus. Und es gab eine laute Stimme tief in ihr, die nicht zuletzt sie selbst dafür verantwortlich machte. Sie hatte sich einfach nicht genügend gekümmert. Auch die Betriebszahlen sagten ihr nicht viel. Sie hatte vom Geschäft keine Ahnung und alles stattdessen Valerie Pohl überlassen. Und wäre Valerie nicht gewesen, dann sähe es jetzt bestimmt noch weitaus finsterner aus. Verstehen konnte Tessa all das nicht. Weidenau war fast durchgehend ausgebucht. Und Burghardt hatte damals errechnet, dass es bei einer so guten Buchungslage mit der Wirtschaftlichkeit hätte klappen müssen. Aber Tessa war im ersten Jahr nach seinem Tod rasant in die roten Zahlen gerutscht und klebte jetzt hartnäckig an dem Minus, wie eine Fliege am Leimstreifen. Valerie hätte vielleicht mehr dazu sagen können, aber leider war es ihr nicht möglich gewesen mitzukommen. Sie hatte alle Hände voll damit zu tun, die Tagung und anschließende Ferienfreizeit der »Freunde der Radiästhesie« zu organisieren, die seit ihrer Ankunft zahlreiche Sonderwünsche an sie herantrugen und am vergangenen Tag damit beschäftigt gewesen waren, irgendwelche Wasseradern und Erdgitter rund um Weidenau zu ermitteln. Dennoch war ihre dreiwöchige Anwesenheit wie ein Geschenk für Tessa.

Herr Koch, der Anführer der kleinen Schar, hatte ihr erzählt, dass der längere Aufenthalt auf der Burg, an so einem höchst bedeutungsvollen Ort, wie er es genannt hatte, einzig einem verstorbenen Vereinsmitglied zu verdanken sei, das über seinen Tod hinaus der Gruppe ein Zeichen seiner immerwährenden Verbundenheit hatte zukommen lassen wollen. Eine großzügige Geste.

Am Abend vor dem Besuch bei Gerber war Tessa der ätherisch wirkenden Frau im Hof über den Weg gelaufen.

»Ich bin die Solveig«, hatte sie sich vorgestellt, dabei war ihr Gesicht weitestgehend unbewegt geblieben. Ihr Mund öffnete sich kaum. Ihre Stimme schien wie bei einem Bauchredner irgendwo aus dem Off zu kommen. »Ehrlich«, raunte Solveig vertraulich. »Du bist doch die Tessa Donkert. Wohnst du auch hier, oder ist das nur dein Arbeitsplatz?«

»Ehm, ja, ich wohne auch hier ...«, antwortete Tessa zögerlich.

Solveig warf einen vorsichtigen Blick über die Schulter. »Also, ganz echt jetzt, ich glaub, es wäre besser, sich eine andere Wohnung zu suchen ... Hier ist doch alles total verstrahlt.«

»Tatsächlich?«, erkundigte sich Tessa, die gar nicht wirklich wusste, womit sich Radiästheten für gewöhnlich beschäftigten.

»Ja«, sagte Solveig. Ihre Augen waren von einem geradezu unwirklich hellen Blau. »Ich bin hellspürig und hellichtig!«

»Ach so«, antwortete Tessa und war letztlich froh gewesen, nach einigen freundlichen Sätzen Reißaus vor der hellspürigen Tagungsteilnehmerin nehmen zu können.

Aber Weidenau hatte schon ganz andere Gruppen zufriedengestellt. Die Bewertungen in sämtlichen Internetportalen waren herausragend. Es war wie vertrackt, dass sich das nicht in den Gewinnen niederschlug. Vielleicht sollte ich auf den Rat meines Vaters und meines Onkels hören, dachte Tessa, und einen unabhängigen Unternehmensberater mal einen Blick auf die Bilanzen werfen lassen.

Als sie beschloss, die beiden am selben Tag anzurufen, wurde sie von Georg Koch aus ihren Gedanken gerissen.

»Frau Donkert!«, rief er winkend quer über die Straße und steuerte geradewegs auf sie zu. Warum er an diesem heißen Frühsommertag seine Tweedmütze trug, wusste nur er selbst. Rotwangig und -nasig griff er nach ihrer Hand und drückte sie zwischen seinen riesigen Pranken. »Das ist ja nett, dass wir uns hier treffen. Wollen Sie auch in die Ausstellung? Begleiten Sie mich doch.«

Jetzt erst bemerkte Tessa, dass schräg gegenüber der Bank die »Galerie am Graben« zur Ausstellungseröffnung von Jan Hoof einlud.

»Verlorene Orte«, meinte Herr Koch. »Spannend. Man kann ja nicht jeden Tag Geomantie oder Radiästhesie betreiben. Und die anderen aus der Gruppe gehen mir spätestens am zweiten Tag immer auf die Nerven. Ich bin stets auf viele Dinge neugierig. Ich interessiere mich auch für Yoga. Natürlich ist es eher ein beobachtendes Interesse. Meine Figur ist einfach nicht dafür ausgelegt, verstehen Sie? Übrigens, sagen Sie doch gern auch Georg zu mir!« Damit wiederholte er seine Aufforderung von vorgestern.

Unwillkürlich musste sie über seine leutselige Art lachen. Er ließ sich weder von ihrer Distanziertheit abschrecken, noch verschwendete er auch nur einen Hauch seiner Lebenszeit mit Selbstzweifeln.

»Eigentlich duze ich keine Gäste«, sagte Tessa und zwinkerte ihm freundlich zu. »Es ist nicht professionell.«

»Ach, professionell, professionell ... Na, hör mal, Mädchen, man ist doch schließlich auch noch Mensch.« Georg Koch schüttelte, kurzfristig entrüstet über die Kälte innerhalb alberner menschlicher Umgangsformen, den Kopf und wischte Tessas Einwand mit jovialer Geste beiseite. Er bot ihr den Arm, wie Burghardt es früher immer getan hatte.

»Wollen wir?«, fragte er, und es war klar, er würde keinen Widerspruch dulden.

Die »Galerie am Graben« war ein kleiner, leuchtender Punkt am kulturell eher dunklen Nachthimmel der Provinz. Nicht nur lokale Künstler stellten hier aus. Auch über die Grenzen des Landkreises hinaus waren hier schon bekannte und prominente Größen mit ihren Werken zu Gast gewesen. Die Galerie, untergebracht in einem geradezu verschroben wirkenden Altbau mitten in der Stadt, saniert aus Mitteln des Landes, bezuschusst aus EU-

Quellen, die nicht einmal selbst wussten, dass es sie gab, und kräftig mitfinanziert aus der privaten Tasche des Landrats, der ein großer Kunstliebhaber war, verfügte über ein eher bescheidenes räumliches Angebot. Sie war nicht für alle Werke gleichermaßen gut geeignet. Doch mit perfekter Ausleuchtung, stimmungsvoller Anordnung und dem Ambiente zurückhaltend und zugleich geschmackvoll präsentierter Bedeutsamkeit gelang es, den Bildern von Jan Hoof den Raum zu bieten, den sie verdienten.

Das Weben – 3. Teil des Werkzyklus »Magie des Handwerks« von Jan Hoof stand auf der Eintrittskarte, die zugleich den Ausschnitt eines seiner Bilder zeigte. Und magisch waren sie. Tessa verschlug es beim Anblick seiner Fotografien beinahe den Atem. Wie gebannt blieb sie schon vor dem ersten Exponat stehen. Hinter ihr räusperte sich Herr Koch vernehmlich.

»Sind die alle nur in Schwarz-Weiß? Ich bin ja ein Banause, ein richtiger Kunstbanause. Mir muss man so was immer erst mal erklären. Ich glaub, ich trink zunächst einen Kaffee dahinten.«

Tessa nickte gedankenverloren. »Ja, Georg, mach das.«

»Schön, dass wir uns jetzt duzen«, meinte er mit tiefer Basstimme. Man konnte ihm praktisch anhören, wie glücklich er darüber zu sein schien, dass zwischen Tessa und ihm nun alles im Reinen war. Alsdann wuchtete er seinen schweren Körper durch die kleinen Räume in den hinteren Bereich, in dem es eine winzige Cafeteria gab.

Und Tessa versank vollkommen fasziniert weiter in der Fotografie, sodass sie zunächst gar nicht merkte, dass jemand neben sie trat. Erst als sie angesprochen wurde, drehte sie den Kopf.

»Sie sind in einer verlassenen Handweberei entstanden«, erklärte Jan Hoof mit leiser, angenehmer Stimme und dem Blick auf seiner Fotografie.

Tessa erkannte den Künstler von dem Foto aus dem Zeitungsausschnitt.

»Das Weben ist eine der ältesten handwerklichen Tätigkeiten. Ohne das Weben würden wir heute noch auf den Bäumen sitzen.«

»Diese Geräte ...« Tessa zeigte auf die großen Holzgestelle, die wie sonderbare, mächtige Skelette von vorsintflutlichen Maschinen überall in einer Werkstatt verteilt standen. Unter den fest montierten hohen Sitzbänken waren an langen Schnüren hölzerne Pedale befestigt, fast wie Orgelpedale kamen sie Tessa vor. Dicker Staub überzog alles, und je nachdem, wie der Künstler mit dem Licht gespielt hatte, wirkten die Rahmen, Tritte und Schäfte der hölzernen Maschinen wie bleiche Gebeine, zwischen denen noch die spinnwebfeinen Fäden der letzten Stoffbahnen Zeugnis von ihrer einstigen Verwendung ablegten. Die Bilder zeigten nicht nur Verfall, Einsamkeit und die bittersüße Trauer um die Endlichkeit allen Daseins, sie atmeten all das sozusagen in ihre Betrachter hinein.

»Handwebstühle«, erklärte Jan Hoof. »Manche sind dreihundert Jahre alt. Aber sie waren noch in Betrieb; dann beschloss man, alles zu verlassen. Für niemanden hatte es offenbar noch einen Wert, diese alten Webstühle zu erhalten. Sie waren schlicht unproduktiv.«

So wie ich, dachte Tessa, schwieg aber.

»Diese Webstühle waren alle noch in einem funktionstüchtigen Zustand, als ich sie fand, doch es lohnte sich offenbar auch nicht, sie noch anderweitig zu verkaufen. Kein

Mensch hätte sie haben wollen.«

»Warum nicht?«

Jan Hoof wandte den Blick von seiner Fotografie ab und sah ihr jetzt direkt in die Augen. »Sie sind zu langsam. Das Handweben an diesen Webstühlen ist nur noch etwas für Liebhaber. In unserer Welt hat die Langsamkeit keinen Platz mehr. Keiner hat mehr die Zeit abzuwarten, bis ein Entstehungsprozess oder meinetwegen ein Wachstums- oder Heilungsprozess abgeschlossen ist. Die Dinge entstehen nicht mehr, indem sie wachsen, sondern indem sie sozusagen in die Welt katapultiert werden.«

Er hat so recht mit dem, was er sagt, dachte Tessa, die sich an die Ungeduld erinnerte, mit der ihre Umgebung von ihr erwartete, dass sie nun endlich möglichst zügig wieder funktionierte wie vor Burghards Tod und der Fehlgeburt.

»Ja«, hörte sie sich antworten. »Ich finde, Sie geben mit Ihren Bildern den Dingen ihre Würde zurück, denn es liegt Schönheit in ihnen, eine Art von Schönheit außerhalb dessen, was ein schlichtes Funktionieren ausmacht.«

Er nickte. Achtung für ihr Erkennen lag in seinem Blick, der intensiv war, sie hatte schließlich das Gefühl, wegsehen zu müssen. Doch sie war vom Anblick seiner Gesichtszüge fasziniert und gefangen. Er sah jung aus, höchstens Ende zwanzig. Er trug einen kleinen Ohrstecker. Unwillkürlich nestelte Tessa am Kragen ihrer blassblau gestreiften Hemdbluse herum. Sie hatte sich für den Besuch bei Herrn Gerber ziemlich in Schale geworfen und kam sich gegen Jan Hoof jetzt vor wie eine Vorstadtspießerin.

Er streckte ihr die Hand hin. »Jan. Ich habe diese Bilder gemacht.«

Sie schüttelte seine Hand, froh, dass sie in die sichere Umgebung des Small-Talk-Areals ausweichen konnte. »Tessa Donkert. Also, ich meine, Tessa. Ich freue mich, Sie ... nein, dich kennenzulernen. Auf meinem Küchentisch liegt ein Kursgutschein für eine deiner Veranstaltungen an der Volkshochschule.« Kaum hatte sie das gesagt, wäre sie am liebsten im Erdboden versunken. Vor zwei Tagen hatte sie noch behauptet, nicht an diesem Kursus teilnehmen zu wollen. Und jetzt benahm sie sich hier wie ein verliebter Teenager.

»Und da wolltest du mal sehen, auf was du dich so einlässt?« Jan lächelte hintergründig und ein bisschen verschmitzt.

»Nein, oh nein, wirklich nicht!« Tessa wehrte ab und wusste anschließend nicht, wohin sie sehen sollte. Auf sein ziemlich knittriges T-Shirt, das aussah, als hätte er es an diesem Morgen noch mal aus dem Schmutzwäschekorb gezogen, oder auf seine muskulösen Unterarme oder die rissige Jeans, in der zwei wirklich makellose und kräftige Männerbeine steckten. Sie holte tief Luft und schaute ihm jetzt lieber wieder in die Augen, wozu sie ein wenig den Kopf heben musste.

Er lächelte, woraufhin sich ein Grübchen bildete, und legte dann ein klein wenig den Kopf zur Seite. Einige dunkle Haarsträhnen fielen ihm locker in die Stirn. Er strich sie mit einer Handbewegung beiseite. Er trug zwei, drei silberne Ringe an den Händen. Tessa glaubte, sie würde jeden Moment in Ohnmacht fallen, wenn sie ihn noch länger anstarrte. Dabei war er trotz all dieser Attribute beileibe kein durch und durch schöner Mann. Zu ungleichmäßig wirkte seine Physiognomie, als hätte er irgendetwas hinter sich, ein verletzendes Erlebnis vielleicht oder eine komplizierte Lebensphase, etwas, das sich wie unsichtbare Narben in seinen Ausdruck eingebrannt hatte. Und doch ... Sie schluckte. Zum

ersten Mal seit Burghards Tod wollte sie einen Mann, begehrte ihn rein körperlich. Dieses Erkenntnis traf sie wie ein Schlag.

Eine junge Frau von höchstens Anfang zwanzig trat jetzt von hinten an Jan heran und flüsterte ihm vertraulich etwas ins Ohr.

»Ich muss ...«, sagte er zu Tessa. »Die Ausstellung und so ... Freut mich, dich kennengelernt zu haben! Vielleicht sehen wir uns im Kurs?« Er tauchte in dem immer dichter werdenden Gedränge der Ausstellung ab, und bald hatte Tessa ihn aus den Augen verloren.